GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

30 Jahre feministische studien : Wie mit dem feministischen Erbe umgehen?

Dölling, Irene

2013

https://doi.org/10.25595/623

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Dölling, Irene: *30 Jahre feministische studien : Wie mit dem feministischen Erbe umgehen?*, in: Feministische Studien : Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung, Jg. 31 (2013) Nr: 1, 29-34. DOI: https://doi.org/10.25595/623.

Diese Publikation wird zur Verfügung gestellt in Kooperation mit dem Walter de Gruyter Verlag.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.1515/fs-2013-0107

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Irene Dölling

30 Jahre *feministische studien*: Wie mit dem feministischen Erbe umgehen?

Feministische Theorie (oder allgemeiner: wissenschaftlicher Feminismus) ist heute noch genauso wichtig wie vor drei Jahrzehnten, als die *feministischen studien* gegründet wurden. Damals wie heute gilt es, die Ursachen dafür aufzudecken, warum sich Geschlechterungleichheiten und Diskriminierungen qua Geschlecht in rasch wechselnden Erscheinungsweisen und entgegen scheinbarer Fortschritte reproduzieren, wie ›Geschlecht‹ als Herrschaftsinstrument und -effekt in allen Bereichen sozialer Wirklichkeit seine Mächtigkeit entfaltet und welche Wahlverwandtschaft zwischen der konstruierten Geschlechterhierarchie und den Regulations- und Vergesellschaftungsmodi der kapitalistisch-bürgerlichen Gesellschaft bestehen. Zugleich sind die Herausforderungen, vor denen der wissenschaftliche Feminismus gegenwärtig steht, andere als vor einigen Jahrzehnten. Die ökonomischen, sozialen und politischen Verhältnisse haben sich im Vergleich zu den 1970er Jahren radikal verändert – als Stichworte mögen hier genügen: Erosion des ›Normalarbeitsverhältnisses‹, Prekarisierung der Erwerbsarbeit und Subjektivierung der Arbeitskraft, Umbau des ›versorgenden‹ zum ›aktivierenden‹ Sozialstaat, Privatisierung öffentlicher Güter und Dienstleistungen, Wechsel vom Gleichheits- zum Freiheits- bzw. Individualisierungsparadigma, Anrufungen der Subjekte in den postmodernen Formen von Gouvernementalität, in denen »Freiheit und Unsicherheit das neue Paar bilden« (Lorey 2012, 86). In diesem Kontext erodieren Geschlechterregime und -arrangements der industriegesellschaftlichen Moderne und sind neue Grenzziehungen qua Geschlecht im Entstehen begriffen, die nicht selten in einem leistungsorientierten, vordergründig von ›Geschlecht‹ absehendem Gewand daher kommen. ›Klassische‹ Themen und Forderungen des Feminismus wie: Einbeziehung von Frauen in Erwerbstätigkeit, die Vereinbarkeit von Beruf und Familie und Aufhebung der geschlechtlichen Arbeitsteilungen, die gesellschaftliche Anerkennung von reproduktiven Tätigkeiten als gleichrangig der Erwerbsarbeit oder der Anspruch (von Frauen) auf (ökonomische) Unabhängigkeit und Selbstverwirklichung finden sich heute in Reden und Gesetz/entwürf/en von PolitikerInnen oder Programmen von Parteien wieder, deren Ansichten und Anliegen mit den Zielen des Feminismus kaum vereinbar sind (vgl. Fraser 2009). Fragmentiert und eingebettet in neoliberale Diskurse ist das gesellschaftskritische Potenzial dieser feministischen Forderungen weitgehend verloren gegangen und diese können so – nicht zuletzt im akademisierten Feminismus, wie er zunehmend als *Gender-* und *Diversity Studies* an immer stärker betriebswirtschaftlich orientierten und

organisierten Universitäten betrieben wird – als Teil postmoderner Regierungsweisen und Herrschaftsformen wirken (vgl. Hark 2005). Wissenschaftlicher Feminismus steht daher (wieder einmal) vor der Herausforderung, in Reflexion all dieser Veränderungen zu bestimmen, was seine Gegenstände, seine theoretischen Ansprüche und politischen Anliegen sind. Für die feministische Theorie geht es dabei aus meiner Sicht insbesondere um zwei Aufgaben: (1) Eine Selbstverortung in einer den *status quo* überschreitenden Transformationsforschung und die damit notwendig verbundene Kritik am Arbeitsparadigma und (2) die (erneute) Reflexion des Stellenwertes, den feministisch-wissenschaftliche Wissensproduktion für verändernde Praxen hat.

Erstens geht es darum, feministische Erkenntnisse und Forderungen so in Debatten um eine andere, gerechtere, solidarische Gesellschaft einzubinden, dass sie diesen eine von der Geschichte des Feminismus beeinflusste Färbung geben. Das setzt seitens des Feminismus voraus, sich als Teil einer Transformationsforschung zu verstehen, die in anspruchsvollen empirischen Analysen Potenziale für das Überschreiten des status quo erkundet und ein theoretisch begründetes Angebot macht, wie feministische Einsichten in strukturelle Zusammenhänge und in der kapitalistischen Moderne unlösbare Widersprüche so (re-)formuliert werden, dass sie ein Aufbrechen herrschender Denkmuster befördern. Die Kritik am gängigen Arbeitsbegriff mit seiner Blindheit für die gesellschaftliche wie individuelle Bedeutung von ›reproduktiven‹, um die Sorge um andere und sich zentrierte Tätigkeiten einerseits, die gesellschaftskritische, den status quo überschreitende Dimension andererseits, die die feministische Aufmerksamkeit für diese Tätigkeiten und deren eigenständige, kapitalistischen Markt- und Effizienzkriterien widerstehende Logik zumindest potenziell immer hatte, wären das Erbe, das dabei anzutreten wäre. Dies schließt ein, Klarheit darüber zu gewinnen, wie mit diesem Erbe konzeptionell unter den heutigen Bedingungen umzugehen ist. Denn zunächst einmal ist zu konstatieren: das kapitalismuskritische und, wenn frau so will, auch utopische Potenzial, das in der Fokussierung auf ›reproduktive‹ Tätigkeiten (bzw. auf Leben) jenseits geldwertorientierten Produzierens und Konsumierens steckte, ging spätestens mit der historischen Niederlage des ›sozialistischen Experiments‹ weitgehend verloren. Und die Schlussfolgerungen, die aus der Kritik am (verengten) Arbeitsbegriff gezogen wurden wie: Anerkennung der ›reproduktiven‹ Tätigkeiten als der Erwerbsarbeit gleichrangig durch einen ›Hausarbeitslohn‹ bzw. durch sozialstaatliche Leistungen (etwa bei der Rentenberechnung), öffentliche Kinderbetreuung zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie, ›gerechte‹ Verteilung von Erwerbsarbeit und (familiären) Tätigkeiten der Vor- und Fürsorge zwischen Mann und Frau – sind zunehmend ›veraltet‹; einerseits weil die Bedingungen erodieren, unter denen sie einen ›Sinn mach(t)en‹ und zum anderen weil sie sich als integrierbar erwiesen haben in neoliberale Strategien und Programme.

Um das feministische Erbe angesichts des aktuell konstatierbaren Zustandes einer »Krise der sozialen Reproduktion« (Winker, 2011) oder der »verwahrlosten Fürsorge« (Becker-Schmidt, 2011) als Impulsgeber für eine Debatte darüber fruchtbar zu machen, wie wir leben wollen, was wir unter einem ›guten Leben‹ verstehen und wie es erreichbar wäre, ist von feministischer Theorie m. E. eine radikale Kritik am Arbeitsparadigma zu leisten. Diese Kritik kann sich nicht im Nachweis eines nach wie vor dominanten verengten Arbeitsbegriffs und seine Folgen für das Geschlechterverhältnis beschränken und sie greift auch zu kurz, wenn allein eine Erweiterung des Arbeitsbegriffs und die Forderung nach einer Care-Ökonomie ins Auge gefasst werden, in der die Sorge um andere und die Wohlfahrt aller für die *Wirtschaftslogik* bestimmend sein soll (vgl. Madörin 2006; 2007). Vielmehr ginge es in einem viel umfassenderen Sinne darum, das feministische Erbe der Fokussierung auf ›Reproduktion‹ einzubringen in einen »Kampf um eine neue Hegemonie jenseits der Hegemonie der Erwerbsarbeit« (Hirsch 2010, 72), um einen Vergesellschaftungsmodus, der das Arbeitsparadigma und die mit ihm verbundenen Herrschaftszusammenhänge durchbricht. Das setzte als ersten Schritt von Seiten des wissenschaftlichen Feminismus voraus, kritisch zu reflektieren, inwieweit er selbst konzeptionell, begrifflich (noch) den Denkmustern des Arbeitsparadigmas verhaftet ist. Zugespitzt formuliert: m. E. stellt er, trotz aller Kritik am verengten Arbeitsbegriff nicht oder unzureichend das Denkmuster in Frage, dass Arbeit in modernen Gesellschaften der zentrale Bezugspunkt unseres Lebens, unserer Weltsicht und unserer Normalitätsvorstellungen ist. Er vollzieht so unreflektiert den Bedeutungswandel mit, den Arbeit mit der Entstehung moderner, auf kapitalistische Warenproduktion gegründete Gesellschaften erfahren und sich zu einem im umfassenden Sinne sozialen Platz- und Statusanweiser, zu einem grundlegenden Vergesellschaftungs- und Integrationsmodus entwickelt hat. Ob reproduktive Tätigkeiten vergleichbar mit der Erwerbsarbeit aufgewertet und anerkannt werden sollen oder indem an sie der Maßstab gesellschaftlichen Nutzens bzw. der Leistung angelegt wird oder indem sie Teil oder gar Zentrum der Ökonomie werden – immer bleibt Arbeit der Bezugspunkt. Immer erhalten ›reproduktive Tätigkeiten‹ ihre ›höhere Weihe‹ dadurch, dass sie als Arbeit deklariert werden, was sich nicht zuletzt an den vielen Begriffskompositionen wie Körper-, Beziehungs-, Gefühlsarbeit ablesen lässt, die in feministischen Debatten kursieren. Mit dem unreflektierten Festhalten am Arbeitsbegriff wird aber der Blick verstellt für die vielfältigen, vergeschlechtlichten, alltäglichen Formen und Wirkungen, in denen das Arbeitsparadigma als Vergesellschaftungs- und Regulationsmodus Herrschaft erzeugt und reproduziert: in den individuellen Zeitregimen und den Vorstellungen von ›sinnvoller‹ Freizeitgestaltung, Muße, Sport oder gesunder Ernährung ebenso wie in allgemeinen Weltvorstellungen und dem Sinn für den eigenen Platz im sozialen Gefüge, in Selbstwertgefühlen und Identitäten ebenso wie in (familiären) Machtgefällen oder der heterosexuellen Norm, in Klassifikationen, wer

dazu gehört, wessen Leben oder auch Körperlichkeit als ehren- und schützenswert gilt (vgl. Butler 2010, 57) usw. Mit einer solchen Leerstelle kann nicht aufgezeigt werden, wie affektive und emotionale Bindungen erzeugt und Zustimmung zum Bestehenden auf subtile und ›unscheinbare‹ Weise erzwungen wird. Dies ist umso gravierender, wenn frau bedenkt, dass eine Art Kapitalismus im Entstehen ist, dem es, wie Brian Massumi formuliert, »mehr darum (geht), auszukundschaften und aufzunehmen, bzw. Potenziale für das *Tun* und *Sein* zu erzeugen und zu vervielfachen, als *Dinge* zu verkaufen« (Massumi 2010, 47). In dieser Art Kapitalismus, in dem »unser gesamtes Leben zu einem ›kapitalistischen Werkzeugt‹ (wird) – unsere Vitalität, unsere affektiven Vermögen« (ebd., 47 / 48) werden Angst vor den allumfassenden Unsicherheiten und Zustimmung zu (scheinbar) Sicherheit gebenden Regulationsweisen zu »herrschenden emotionalen Färbungen« (Virno in Lorey, a. a. O., 50, FN).

Eine Kritik an den Begrenzungen, Einschränkungen und Pathologien des Arbeitsparadigmas, verbunden mit empirisch fundierten Analysen, in welchen konkreten, alltäglichen Formen das Arbeitsparadigma in die Lebenszusammenhänge der Menschen ›eingeschrieben‹ ist und nicht zuletzt mittels Geschlechtsklassifikationen seine herrschaftssichernde und -reproduzierende Wirkung erzielt, wären Voraussetzung dafür, in einem zweiten Schritt im Gegebenen objektive Bedingungen / Potenziale und Verschiebungen in Verhaltensweisen von AkteurInnen wahrzunehmen und intelligibel zu machen, die auf ein Aufbrechen, ein Brüchig-Werden des Arbeitsparadigmas in der praktischen Lebensführung hinweisen.

Das impliziert neben der Kritik am Arbeitsparadigma *zweitens* als Herausforderung für den wissenschaftlichen Feminismus, sich (erneut) der Frage zu stellen, welchen Stellenwert praktische, alltägliche Erfahrungen von AkteurInnen für die eigene Wissensproduktion haben bzw. in welcher Form der wissenschaftliche Feminismus Wissen bereit stellen kann, das für verändernde Praxen relevant ist.

Die Anfänge des wissenschaftlichen Feminismus fallen zusammen mit der zweiten Frauenbewegung und der mit ihr verbundenen Form von Wissensgenerierung, die als *consciousness raising* bekannt geworden ist. Mittels Selbsterfahrung, kollektivem Austausch von eigenen, praktischen Erfahrungen in ihren konkreten Lebenszusammenhängen wollten Frauen ein gemeinsames, ihren individuellen Horizont überschreitendes Wissen produzieren, auf dessen Grundlage sie Interessen und Ziele formulieren und organisiert handeln. Wissenschaftlicher Feminismus war als ein Baustein in dieser Wissensproduktion gedacht, der eine andere Art von Wissen darstellt, als das alltägliche Erfahrungswissen von Frauen, wichtig, um Verknüpfungen zwischen individuellen Praxen und Ursachen für widersprüchliche Erfahrungen, Lebensbedingungen, Anforderungen und Zwänge sichtbar zu machen, aber nicht vom Alltagswissen von Frauen abgetrennt oder höherwertig für die politische Bewegung als dieses.

Diese ›Dreieinigkeit‹ ist mit den Jahren verloren gegangen: die Frauenbewegung ist verebbt und zur staatlichen Gleichstellungspolitik mutiert. Und mit der Akademisierung des wissenschaftlichen Feminismus und der damit einhergehenden Anerkennung der bis heute hegemonialen Spielregeln des ›männlichen‹ Wissenschaftsfeldes sind auch die Erfahrungen von Frauen (und Männern) in alltäglich praktizierten Geschlechterarrangements, mit neuen, postfordistischen Bedingungen, Zumutungen und Herausforderungen nicht mehr unbedingt der Ausgangspunkt wissenschaftlicher Analyse. Nur gelegentlich – wie etwa vor einigen Jahren die *Prekarias a la deriva* in Madrid – gibt es Versuche, im Kontext von sozialen bzw. politischen Aktionen Praxen zu organisieren, in denen Menschen ihre Erfahrungen austauschen, in kollektiven Denkbewegungen nach »Gemeinbegriffen« (Prekarias a la deriva, 19) suchen, die ihre Erfahrungen bündeln und »einer *gemeinsamen Produktion von Wahrheit* Raum« schaffen: »kleinen und zerbrechlichen kollektiven Ereignissen, in denen sich Sache und Name *gleichzeitig* verändern und sich dem Körper einschreiben und so eine mächtige gemeinsame Wirklichkeit erlangen, die *uns* subjektiv verändert« (Prekarias a la deriva 2011, 44 f.; Hv. i. O.).

Für einen wissenschaftlichen Feminismus, der sich im oben beschriebenen Sinne als Teil einer kritischen Transformationsforschung versteht, kommt es nun darauf an, Kritik am Arbeitsparadigma und die Reflexion der Aufgabe und Funktion der eigenen Wissensproduktion miteinander zu verbinden. Es kann dabei aus meiner Sicht nicht primär darum gehen, eine Theorie mit feststehenden Begriffen und umfassendem Erklärungsanspruch zu entwickeln, die als Methode für die Analyse der sozialen Wirklichkeit eingesetzt wird. Wichtiger wäre es, ausgehend von den Erfahrungen und Praxen von (vergeschlechtlichten) AkteurInnen begrifflich und konzeptionell offen zu bleiben für das (zunächst) unscheinbar Neue, für das Unerwartete, Unverhoffte, Flüchtige im Alltagshandeln, in den affektiven und emotionalen Weisen, wie AkteurInnen auf veränderte Bedingungen reagieren und – davon ausgehend – mit den eigenen Erkenntnismitteln an der Gewinnung von (vorläufigen, kontextgebundenen) ›Gemeinbegriffen‹ mitzuarbeiten, die Raum dafür eröffnen, dass Menschen ihre soziale Welt mit anderen Augen, also mit neuen Klassifikationen wahrnehmen und praktisch gestalten können.

Literatur

Becker-Schmidt, Regina (2011): ›Verwahrloste Fürsorge‹ – ein Krisenherd gesellschaftlicher Reproduktion. In: Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft, 3. Jahrgang, Heft 3. 9–23.

Butler, Judith (2010): Raster des Krieges. Warum wir nicht jedes Leid beklagen. Frankfurt a. M. / New York.

Castel, Robert (2000): Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit. Konstanz.

Fraser, Nancy (2009): Feminismus, Kapitalismus und die List der Geschichte. In: Blätter für deutsche und internationale Politik, H. 8 / 2009, 43–57.

Hark, Sabine (2005): Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus. Frankfurt / a. M.

Hirsch, Michael (2010): Die Restauration der Arbeitsgesellschaft. Hartz IV und die Hegemonie der Erwerbsarbeit. In: Blätter für deutsche und internationale Politik, H. 11 / 2010, 67–74.

Lorey, Isabell (2012): Die Regierung der Prekären. Wien, Berlin.

Madörin, Mascha (2006): Plädoyer für eine eigenständige Theorie der Care-Ökonomie. In: Niechoj, Torsten / Tullney, Marco (Hrsg.): Geschlechterverhältnisse in der Ökonomie. Marburg, 277–297.

Madörin, Mascha (2007): Neoliberalismus und die Reorganisation der Care-Ökonomie. Eine Forschungsskizze. In: Denknetz. Jahrbuch 2007, 141–162.

Massumi, Brian (2010): Ontomacht. Kunst, Affekt und das Ereignis des Politischen. Berlin.

Prekarias a la Deriva (2011): »Was ist Dein Streik« – militante Streifzüge durch die Kreisläufe der Prekarität. Wien, Berlin.

Winker, Gabriele (2011): Soziale Reproduktion in der Krise – Care Revolution als Perspektive. In: Das Argument, 53. Jg., H. 292, 333–345.